den Leberskraft. Mit zunehmender Vervollkommnung aber beschränkt sie sich auf ganz bestimmte Zullpartien, und schließlich sind bei den höchst organisierten Wirbeltieren nur noch die Geschlechtszellen imstande, Neues zu schaffen.

—⊡—

Albaniens Sparbüchse

Eigenartige Münzverhältnisse herrschen in Albanien. Infolge der wirtschaftlichen Vormachtstellung Oesterreichs vor dem Kriege rechnet der „Mann auf der Straße" trotz Einführung der Leka-Währung (1926), immer noch mit der österreichischen Krone, nicht mit der entwerteten Papierkrone, die im Verhältnis 1:10 000 zusammengelegt wurde, sondern mit der Silberkrone, die allerdings nur noch den reinen Silberwert hat, 62½ auf das englische Pfund statt 24 vor dem Kriege. Abgesehen davon ist Albanien aber auch die Sammelsparbüchse für alles Silbergeld Mittel- und Osteuropas aus der Vorkriegszeit geworden; dort findet man alle Silbermünzen: den Franken, die Lira, die Drachme, den Leu, den Dinar, und alles heißt nach der österreichischen Münze „Krone", und wenn man in die Tasche greift, erklingt die ganze Fürstengalerie vom Kaiser Franz Josef über Alexander Obrenowitsch, König Milan, die Könige von Sardinien und beider Sizilien, Papst Pius IX., Kaiser Ferdinand bis zu Bonaparte, dem Ersten Konsul, und Napoleon, dem Kaiser der Franzosen. Neben diesem Silbergeld enthält die albanische Sparbüchse auch die verschiedensten Goldmünzen, die ohne Rücksicht auf ihre Herkunft alle mit „Napoleon" bezeichnet werden. Die neue albanische Währung ist eine Goldwährung mit dem Franken (Leka) als Münzeinheit; es gibt Goldstücke zu 100 und zu 20 Franken und Silbermünzen zu 5, 2 und 1 Franken, ferner Scheidemünzen aus Nickel und Bronze. Das 20 Franken- und das 2 Frankenstück sind außer in geldlicher auch in internationaler Beziehung unterhaltend. Beide werden von der Nationalbank von Albanien geprägt, die unter italienischer Aufsicht steht, und der Vertrag zwischen der Bank und der Regierung hat das Regierungsrecht auf Prüfung der Prägstöcke unerwähnt gelassen, so daß die Bank freie Hand hat. So kam es, daß Albanien plötzlich mit einem 20 Frankenstück beschenkt wurde, dessen Bildseite allerdings den Volkshelden Skanderbeg zeigt Kessen Rückseite aber statt des Doppeladlers Skanderbegs einen deutlichen Markuslöwen trägt. Auch das Zweifrankenstück trägt einen ausgesprochenen römischen Adler und nicht den albanischen. Diese beiden Münzen werden daher bis auf weiteres an den öffentlichen Kassen nicht angenommen. Es wird eine gute Probe für die Tatkraft Achmed Zogus sein, ob es ihm gelingt, Ordnung in diese Sammelbüchse zu bringen.

—⊡—

Aus der persischen Landwirtschaft

Um zu der Beschränkung des Welthandels in Opium beizutragen, hat Persien sich bereit erklärt, seinen Mohnanbau für drei Jahre um zehn Prozent zu vermindern. Die Lage der persischen Landwirtschaft ist recht schwierig. Weite Strecken des Landes sind Wüste; die Bevölkerung besteht zu einem großen Teil aus Nomaden, während doch die Landwirtschaft eine bodenständige Bevölkerung verlangt. Obendrein ist das Verkehrsnetz erst wenig entwickelt. Transporte zu Lande erfolgen meistens mittels Kamel-Karawane, ein Wasserverkehr auf den Flüssen besteht kaum, da die wenigen persischen Flüsse zu wenig Wasser führen und oft im Sande versickern. Auch künstliche Bewässerung für das dürstende Land ist aus diesem Grunde kaum oder doch nur mit großen Kosten möglich. — Dort, wo der Boden fruchtbar ist, bringt er fast ausschließlich Luxuserzeugnisse hervor. Zum Beispiel liefert der Henna-Strauch einen ausgezeichneten Farbstoff, den die Eingeborenen mit Vorliebe für kosmetische Zwecke verwenden. Die Frauen färben damit Nägel und Fingerspitzen, die Männer gebrauchen es mit einem dunkleren Zusatz zur Bartpflege. Auch Pelze und Leder werden mit Henna gefärbt, eine Ausfuhr in größerem Maße ist jedoch nicht möglich, weil der Wettbewerb künstlicher Farbstoffe nicht zu schlagen ist. Aehnlich ergeht es der auch in Persien einheimischen Indigopflanze, die durch die billigeren Kohlenteerfarben vom Weltmarkt verdrängt wurde. Das Gleiche gilt von der Seide, die mit der billigeren chinesischen und vor allem den jetzt aufkommenden Kunstseiden nicht konkurrieren kann. Sehr gesucht sind persische Rosen für die Herstellung von Essenzen, aber sie genügen nicht, um einen landwirtschaftlichen Betrieb darauf aufzubauen. — Unter diesen Umständen ist der Entschluß der persischen Regierung, den Opiumbau des Landes in der erwähnten Weise einzuschränken, um so mehr anzuerkennen. Wenn die Rauschgiftfrage damit auch noch nicht gelöst ist, so hat Persien doch ein gut Teil zur Bekämpfung dieser Gifte beigetragen.

—⊡—

Am Ausguck

Was die Amerikaner in Europa zurücklassen.

Die Reisezeit ist vorüber. Die amerikanischen Touristen sind wieder über den großen Teich zurückgefahren und machen nun den Regierungsbeamten Angaben über ihre Ausgaben in Europa. Für 1927 schätzt man vorläufig die Gesamtsumme auf 900 Millionen Dollar (3 780 000 000 Mark). Im Jahre 1926 waren es 700 Millionen Dollar (2 940 000 000 Mark) und im Jahre 1925 500 Millionen Dollar (2 100 000 000 Mark). Dieser Aderlaß der Vereinigten Staaten wirkt sich zum Besten Europas aus. Interessant ist, daß sich die Reiseausgaben der Amerikaner in diesem Jahre mit den 900 Millionen Dollar Unterstützungsgeldern decken, die bedrängten Familien unseres Kontinents zugeflossen sind. Es wäre zu wünschen und zu hoffen, daß sich die Unterstützungsgelder in derselben Weise aufwärts staffeln, wie die amerikanischen Reiseausgaben in Europa.

Das Diadem.

In unserer demokratischen Zeit ist das Diadem als Zeichen der Herrschergewalt seltener geworden. Um so häufiger wird es von schönen Frauen getragen, um den Glanz der äußeren Erscheinung zu heben. Immer verleiht es dem Träger etwas Sieghaftes und Weihevolles. Wer dächte heute noch an den Ursprung dieser Zierde? Die Griechen schmückten damit zuerst ihren Weingott Bacchus. Doch nicht als Schmuck, nicht als äußeres Zeichen der Würde sollte es dienen, sondern zur Minderung der Kopfschmerzen, jener bekannten Folge der — Trunkenheit. Das Diadem war damals aus Seide oder Wolle gewebt. In der Folge wurde es auch auf andere Götter und Halbgötter übertragen, schließlich auf die Könige. Seit Alexander dem Großen erhielt das bis dahin schmale griechische Diadem nach persischem Muster eine erheblich breitere Form. Von den Griechen ging dieser Schmuck dann auf die Römer über. Auch behielt er seine alte Bedeutung. Wer ihn anlegte, bezeichnete sich damit selbst als den unumschränkten Herrscher. Dem großen Cäsar wurde diese Tat bekanntlich zum Verderben: er fiel unter den Dolchen der Republikaner. Seine Nachfolger wagten es daher nicht, sich diesen gefährlichen Schmuck um das Haupt zu legen; erst Konstantin der Große nahm ihn wieder an. In der Folgezeit wurde es besonders von Königinnen getragen und mit Perlen und Edelsteinen prächtig verziert.

Etwas über Selbsterkenntnis.

Man sagt wohl nicht umsonst, daß Selbsterkenntnis der erste Schritt zur Besserung sei, und wenn alle Sprichwörter auch mehr oder weniger stark hinken: in diesem Falle hat der Volksmund Recht. Es fragt sich eben nur, was man unter Selbsterkenntnis versteht; denn das eigene liebe Ich im Spiegel einer Selbstsucht zu sehen, bedeutet durchaus keine Selbsterkenntnis. Mitunter bedarf es recht kräftiger Rippenstöße, ehe ein Mensch zur Selbsterkenntnis kommt. Und je kräftiger diese äußeren Anlässe sind, desto sicherer ist auch mit der Wahrscheinlichkeit zu rechnen, daß sie zur Besserung des Menschen führen. Der kleine Markus Loew in Newyork, Zeitungsverkäufer, geriet z. B. dadurch auf den Weg der Selbsterkenntnis, daß ihm ein Bekannter, dem er etwas hochfahrende Zukunftspläne auseinandersetzte, erwiderte: „So, du kleine Erdnuß willst das erreichen?" Die „kleine Erdnuß" gab dem obendrein Verwachsenen Veranlassung, sich aufzurichten und mit zäher Energie, die man bisher an ihm gar nicht gekannt hatte, sein Ziel zu verfolgen. Es gelang ihm. die Filmindustrie in die Hand zu bekommen. Vor einigen Wochen ist Markus Loew, die „kleine Erdnuß", als Filmkönig in Amerika gestorben. — Wir alle kennnen Moltke als den großen Schweiger. Weniger bekannt ist, daß er als junger Mann einmal von einem Vorgesetzten sich den Vorwurf machen lassen mußte: „Sie reden zu viel." — „Gut, ich werde nicht mehr zu viel reden!", war die Antwort, und die durch diese scharfe Ermahnung veranlaßte Selbsterkenntnis war wohl der erste Schritt zur Besserung.

Eine altmexikanische Volkszählung.

Die erste Volkszählung in Mexiko, von der wir Kunde besitzen, fand — lange vor der Eroberung des Landes durch die Spanier — unter dem Azteken Xolotl statt. Genaueres darüber ist in einem Bericht eines gewissen Fernando de Alva erhalten, der wörtlich schreibt: „Er versammelte die Krieger seines Heeres, die weit zahlreicher waren, als sie je vorher oder nachher ein Herrscher in dieser Neuen Welt gehabt hat. Dann veranstaltete er eine Zählung, die in der Weise vor sich ging, daß jede Person einen kleinen Stein herbeitrug und diesen auf einen bestimmten Platz warf, so daß zwei Haufen entstanden. Die Hauptleute und Edlen brachten größere Steine als die Gemeinen. Das war die Weise, die Xolotl anwandte, um sein Volk zu zählen und zu wissen, ob sich vielleicht jemand nach seiner Heimat begeben habe. Nach diesen sandte er und ließ sie durch seine Gefolgsleute, denen er sie bezeichnete, feststellen, Die Plätze, an denen diese Zählungen stattfanden, erhielten die Bezeichnung „Nepohualco"-Ort der Zählung. Solche Zählungen veranstaltete er zwei oder drei Mal, denn es gibt ein Nepohualco in der Provinz Otumba und ein anderes in der Nähe von Mexico, drei Meilen von dieser Stadt entfernt. Nach derselben Quelle soll die Zahl der auf diese primitive Weise gezählten Untertanen des Fürsten Xolotl 3 002 300 betragen haben. Die Zuverlässigkeit dieser Angaben wird man wohl bezweifeln dürfen. Die beiden Steinhaufen müssen jedenfalls eine recht ansehnliche Größe gehabt haben.

Ein neuer „Limes".

Die Römer bauten bekanntlich dort, wo sie ihre Grenzen von den Barbaren gefährdet sahen, gewaltige Grenzwälle. Selbstverständlich können die heutigen Italiener gegen ihre Vorfahren nicht zurückstehen, und so nehmen sie auch den Bau von Grenzmauern wieder auf. Wie nun aber alle ihre Leistungen, gemessen an denen der alten Römer, recht bescheiden ausfallen, so errichten sie statt des türme- und pallisadenbewehrten Limes' ein eisernes, ausgiebig mit Stacheldraht durchflochtenes Gitter, und zwar zunächst längs der gefährdetsten Grenze, der gegen Jugoslawien. Für die Wege bleiben natürlich von starken Posten der Finanzwache besetzte Durchgänge. Hieraus läßt sich allerdings darauf schließen, daß die Errichtung des Gitters vornehmlich dem Kampfe gegen den Schmuggel dienen soll. Trotzdem mutet ein solches Unternehmen eigentümlich an in einem Jahrhundert, dessen Sinnbilder einmal das Flugzeug und die erdumspannende, keine Hindernisse kennende elektrische Welle sein werden.

—⊡—

Büchertisch

„Der Gartenlaube-Kalender für 1928". Herausgegeben von Heinz Amelung. Verlag Ernst Keils Nachfolger (August Scherl) G. m. b. H., Berlin SW. 68. Ganzleinen 2 Mark. Mit dem soeben herausgekommenen Gartenlaube-Kalender für 1928 wird der großen Leserschar unserer ältesten, aber jung gebliebenen Familienzeitschrift eine willkommene Gabe dargeboten. Der sorgsam zusammengestellte Inhalt verbindet in bewährter Weise gute alte Tradition mit modernem Geiste und bringt in reicher Fülle unterhaltende, belehrende und beratende Beiträge, die fast alle illustriert sind. Wir finden ernste und heitere Erzählungen aus der Feder namhafter Autoren, wie Margarete Steiner, Willy Harms, Nita Schoepp, Marie Madeleine und sachkundige interessante Aufsätze über Krüppelfürsorge, Keuchhusten, Faustpfand, Gartenschädlinge usw. Hans Anton Aschenborn, der bekannte Kolonialschriftsteller und -Maler führt uns in die Kalahari, Hans Oswald nach Alt-Berlin. Johanna Kirschstein bringt eine Studie über Paracelsus, Lisa Friede erzählt fesselnd von Sturmfluten und ihren Vorboten, A. Hoffmann spricht über Ostafrika als Siedlungsland und Werner Suhr erteilt in seinem aktuellen Aufsatz: „Unfug im Sport" beherzigenswerte Ratschläge. Außer dem Kalendarium enthält der 279 Seiten starke Band wieder praktische Angaben aller Art, Anekdoten, Gedichte, Rätsel und Sprüche. Vier farbige Kunstbeilagen sind dem geschmackvoll in Ganzleinen mit Goldprägung gebundenem Kalender beigegeben. Er wird sich auch im kommenden Jahre als treuer, unterhaltsamer Gefährte erweisen.

Verantwortlich: H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sanz, Altena.

Heimat und Ferne

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 42 — Mittwoch, 19. Oktober — 1927

Eine anderthalbtägige Sauerlandfahrt von der Ruhr zur Lenne

Sonntagskarte bis Arnsberg (die vielfach zur Rückfahrt ab Lenhausen gültig ist). Abfahrt Samstag Mittag nach 12 Uhr.

Wir fahren nur bis Neheim-Hüsten und wandern südlich ½ Stunde auf der Straße nach Herdringen, besuchen den Park und



wenden uns auf der Hauptwanderstrecke 1 des Sauerländischen Gebirgsvereins ostwärts, kommen über die Röhr, durchqueren das Dörfchen Meschede und halten uns auf dem aussichtsreichen Höhenweg an Hof Wicheln und der Kapune vorbei, um endlich abwärts das reizende Seufzertal zu erreichen, steigen wieder auf zum Kreuzberg und kommen so nach Arnsberg, der Hauptstadt des gleichnamigen Regierungsbezirks. Hier suchen wir nach fast 3stündiger Wanderung zunächst unser Quartier auf und sehen uns dann, ruchsackerleichtert, die umfangreichen Ruinen des ehemaligen Schlosses Arnsberg, weiter an der Westseite des Schloßbergs den Platz des höchsten Freistuhls aus der Zeit der Femgerichte an, endlich noch so manches winklige Gäßchen um den feinen Marktplatz herum mit seinem emporstrebenden Glockenturm. Bleibt noch Zeit, lustwandeln wir nach dem Abendbrot noch ein Stündchen durch das ganz herrliche Eichholz mit seinen alten Baumbeständen und sehen im Abendsonnenschein vom Ehmsen-



Denkmal aus den weiten Ruhrbogen und die blauen Höhen des Arnsberger Waldes verdämmern.

Frühmorgens machen wir uns am Sonntag auf und gehen über die Ruhrbrücke, dann südwärts der Straße zur Teutenburg nach, vorbei an der „Glucke", der köstlichen Jugendherberge der Stadt Arnsberg. Von der Teutenburg ab verfolgen wir die Hauptwanderstrecke 7 aufwärts über die prächtige Ausschau bietende Hellefelder Höhe bis zum schön zwischen Bergen eingebetteten Dörflein Hellefeld (bis hierher 2½ Stunden), wandern dann frohen Mutes hinüber ins Tal der Linnepe zu der gleichnamigen Ortschaft, begleiten den Bach aufwärts bis zur einsamen Meinkenbrachter Mühle und beginnen hier den Aufstieg zum Kloster Brunnen. Die Gründung des einsamen Kirchleins liegt gerade 200 Jahre hinter uns. Nur noch ein Haus, das auch uns Erquickung bietet, liegt neben der Kirche, sonst ringsum Frieden und Einsamkeit, so recht ein Plätzchen zur stillen Beschaulichkeit. Von Arnsberg bis hier waren es gut 5 Stunden Wegs, daher haben wir solch freundliches Plätzchen der Einkehr verdient. Nun geht's noch 1¼ Stunde lang auf der Hauptwanderstrecke 7 an den wenigen Häusern von Röhrenspring und dann an dem verfallenen Gehöft Schlibberbrück vorbei durch wundervollen Hochwald bis zur aussichtsreichen Wildewiese, oder auch Schomberg genannt. Von der 638 m hohen kahlen Kuppe, die einst die Hagener Hütte mit Aussichtsgerüst zierte, bis der lange Krieg auch diese zerstörte, hat man einen der umfassendsten und herrlichsten Rundblicke des ganzen Sauerlandes. Es lohnt unbedingt, die wenigen Schritte seitab vom Wege zur Kuppe emporzusteigen. An den ersten Häusern von Wildewiese biegen wir südwärts auf Hauptwanderstrecke 24 ab und erreichen nach ¾ Stunde das blitzsaubere Dörflein Glinge und nach einer weiteren halben Stunde Rönkhausen im Lennetal und jenseits des Flusses den Bahnhof. Mit dem Bewußtsein, eine der lohnendsten Wanderungen im nördlichen Sauerland, wenn auch nicht ohne Anstrengungen, hinter uns zu haben, winken wir nochmals den grünen Bergen zu, ehe uns die Bahn lenneabwärts heimträgt.

Da Lenhausen 1 Station weiter liegt, können die Sonntagskarten also ab Rönkhausen benutzt werden. Für diese Wanderung kommen die Blätter Arnsberg, Schmallenberg und Attendorn der Sauerlandkarte 1:50.000 des Sauerland-Verlages infrage.

Durch die alten Gassen

Durch die alten Gassen geh ich wieder.
Schlanke Türme recken stolz die Glieder.
Blanke Scheiben spiegeln Sonnenlicht.
Jedes Tor und jede Nische spricht.

Aus den Mauern drängt es mit Gesängen,
Füllt die Luft mit wunderbaren Klängen.
Jugendtage aus den Winkeln steigen.
Altverklungnes hebt sich aus dem Schweigen . .
Unversehens steht mein Herz in Brand!

Schüttet seine eigne rote Lohe
Auf die türmereiche, schöne, hohe,
Auf die traumumwobne graue Stadt . . . .

Bunte Bänder von den Mauern flattern!
Kränze ringeln sich wie goldne Nattern
Um die Wälle — — Böllerschüsse knattern —
Froh, wie eine Schar von Knaben schreitet,
Die Erinnerung rüstig mich geleitet
Durch die Gassen meiner alten Stadt.

Anna Blum-Erhard.

Sagenhafte Tiere

Von Hermann Petersen.

Aus den arabischen Märchen von „Tausend und einer Nacht", die wir in unserer Jugend gern gelesen haben, dürfte vielen noch die Gestalt Sindbads des Seefahrers in Erinnerung sein, der die Länder an den Küsten des Indischen Ozeans bereiste. Bekannt ist auch der sagenhafte Vogel Roch; er brachte Sindbad, den seine Gefährten auf Madagaskar oder einer der benachbarten Inseln einsam zurückgelassen hatten, über das Meer in die Heimat zurück. Gelehrte Landsleute des kühnen Seefahrers, wie Edrisi, Al Kazwini und Ibn al Wardi haben die Reisen Sindbads untersucht und Erläuterungen dazu gegeben. Die Heimat des Vogel Roch (auch Rock oder Rukh geschrieben), soll danach eine Insel im chinesischen Meere, nach anderer Meinung aber Madagaskar oder eine der umliegenden Inseln sein. Der große Entdeckungsreisende des Mittelalters, Marco Polo, erwähnt in seiner Reisebeschreibung gleichfalls den sagenhaften Vogel. Er beschreibt ihn im einzelnen und erzählt, daß er aus dem Süden von Madagaskar stamme und daß eine seiner Federn an den Hof Kublai Khans, des mächtigen Beherrschers des Mongolenreichs, gebracht worden sei, also nach dem heutigen China.

Die moderne Wissenschaft weiß nichts von dem früheren Vorkommen eines derartigen Riesenvogels. Der jetzt ausgestorbene Aepyornis von Madagaskar war sicher viel größer als irgend eine der heute noch lebenden Straußenarten, aber mit seinem Flugvermögen war es schlecht bestellt. Auf einer aus dem Osten stammenden mittelalterlichen Miniatur sieht man den Vogel Roch als einen ungeheuren fliegenden Hahn abgebildet, der sowohl in seinem krummen Schnabel wie auch in seinen Fängen drei Elefanten (!) trägt. Der Zeichner wollte damit sicher die überwältigende Größe und Kraft des Tieres andeuten. Nun hat es offenbar Zwergelefanten gegeben, und zwar in Nordafrika. Es erscheint sogar nicht ausgeschlossen, daß sie in den Urwäldern Innerafrikas noch heutigen Tages vorkommen. Diese Zwergform weicht von den übrigen bekannten afrikanischen Formen entschieden ab. Indessen müssen sich die Karthager in ihren Kämpfen gegen die Römer derartiger kleiner Elefanten bedient haben, was daraus hervorgeht, daß sie diese Dickhäuter ohne Schwierigkeit in ihren doch nicht sehr großen Galeeren befördern konnten. Nach Angaben römischer Geschichtsschreiber war der Kriegselefant der Karthager kleiner als der indische Elefant, den die Römer gleichfalls kannten und der seinerseits dem heutigen afrikanischen Elefanten an Größe nachsteht. Nördlich der Sahara müssen in vorgeschichtlicher Zeit auch Rhinozeros, Nilpferd und Giraffe gelebt haben. Auch der Zwergelefant hat die Zerstörung Karthagos sicher nicht lange überlebt. —

Vor kurzem hat der englische Oberst Statham im Atlasgebirge sehr interessante Entdeckungen gemacht. Er fand Felszeichnungen, vermutlich aus der späteren Steinzeit, genauer noch aus dem Aurignacium, einer Zeit, die 5000 bis 6000 Jahre zurückliegt und sich schon unserer geschichtlichen Zeit nähert. Die rohen Skizzen, die Statham fand, gleichen den Felsenzeichnungen der Buschmänner in Südafrika. Hier im Atlas hat der Mensch der Vorzeit auch Zwergelefanten abgebildet; daß es wirklich Zwergformen waren, erhellt aus dem Verhältnis zu den gleichzeitig wiedergegebenen menschlichen Figuren, ferner aus der Abbildung eines Leoparden, der einer Elefantenmutter ihr Junges rauben will. Der Elefant, der seinen Rüs-

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonntage. Sonderbeilagen: „Sport-Nachrichten", „Heimat und Fremde", „Süderland". Bezugspreis monatlich bei der Geschäftsstelle und den Ausgabestellen 1,20 Mk., durch die Post 1,50 Mk. Anzeigen bis vormittags 10 Uhr.

Geschäftsstelle: Fernsprecher Nr. 1
Redaktion: Fernsprecher Nr. 2

Nr. 246

Reichstagswahlen

Von unserer Berliner Redaktion.

Man könnte um das Reichstagswahlen Entscheidung Kommission das Interesse Volkspartei Ministerpräsident Volkes sind klaffende Lücke man mit Interesse Jetzt ist es. Dr. Runkel, „Land und Meer" würde, aufeinander aber doch nicht sonst gar nicht Runkel auf die nach Ansicht der Schlag, „Die Stadt nützen gewann wieder eingeladen Kosten dieses Gesetzes abgesehen" Entwurf in seinen man ihre Stimme in Einzelheiten, Bestimmungen

Eine natürliche von der klugen Dreiteilung überhaupt kein Gebiet, während Bredt teil, Doktor dreier die Wirtschaftliche anlassungen aufgrund seiner Partei eine In der wirtschaftlichen nach nicht ganz einig sen sind für das lassen die Ansichten ist also keine leichte Rednerpult zu erwarten nachfühlen, wenn Manuskriptblätter

Frau Zetkin hat es wesentlich Fraktion hat es Schutzgesetzentwurf der Partei ist ge würde sie in einer dessen redet sie ein vertreten einen idealen beizubringen zwischen in der Weise Restaurant Kreise durch, die alte auch nahegelegt Genossen auf die sie läßt nicht locken Kulturideal hervor Unterstützung durch Abgeordneten Schöpflin Vortrag über die

Präsident Loebe Auf der Tagesordnung Fortsetzung der Das Wort erhält

stellt fest, daß die ausdrücklich bemerkt lung vorbehalten den Minister der Reichswehrhaushalt den ganzen Gesetzentwurf ten. Die Fraktionen bare Grundlage der Stellungnahme

sel schützend über das Kleine hält, ist kaum größer als die vor ihm geduckt stehende Katze. Statham fand etwa 20 derartige Zeichnungen auf seinen verschiedenen Streifzügen im nördlichen Afrika, und alle zeigen deutlich durch den Vergleich mit Menschen oder Tieren, daß wir es mit einer Zwergform, mit Pygmäen zu tun haben. Sie werden für den Menschen jener Zeit, der nur mit steinernen Speerspitzen und Beilen sowie mit hölzernen Wurfkeulen bewaffnet war, eher nützlich als gefährlich gewesen sein, und so erklärt es sich auch leicht, daß später die Karthager sie für ihre militärischen Zwecke verwandten. Aber wenn man auch dies alles berücksichtigt, so würde der Vogel Roch doch ein riesengroßes Ungeheuer bleiben, das wir, wenn auch vielleicht mit einigem inneren Widerstreben, für ein Erzeugnis der alle Schranken überschreitenden Phantasie aus der Kinderzeit der Menschheit halten müssen. —

Man war früher der Ansicht, daß das Leben in einem beschränkten Verbreitungsgebiet, insbesondere auf Inseln, die Entstehung besonderer Rassen begünstige. Der Zwergelefant, der früher bestimmt auf Malta lebte, liefert scheinbar den besten Beweis dafür. Doch kamen derartige Pygmäen auch in Nordafrika vor. Ferner lebten die größten uns bekannten Vögel, der schon erwähnte Aepyornis von Madagaskar, die verschiedenen Moa-rassen auf Neu-Seeland, vornehmlich auf Inseln.

—⊙—

Ueber den Geigenhandel der Zigeuner

Von E. Wittich.

Neben der Musik und dem Pferdehandel sin der der Zigeuner noch einen weiteren Haupterwerb im Geigenhandel, auf den er sich meisterhaft versteht. Dabei kommt seine Geschicklichkeit schadhafte Instrumente fachmännisch zu reparieren, ihm sehr zustatten, u. es gibt unter den Zigeunern selbst tüchtige Meister im Geigen- und Gitarrenbau. Sie begnügen sich aber nicht nur mit dem Ausbessern schadhafter Instrumente, sondern haben noch eine besondere Fähigkeit, die gebrauchten, eingetauchten oder gekauften neuen Violinen gründlich umzuarbeiten, um dadurch die Imitation einer „alten" Meistergeige täuschender zu gestalten. Zu diesem Zweck werden verschiedene Manipulationen vorgenommen, davon sind die einfachsten das Auseinandernehmen des ganzen Instrumentes, das Abkratzen des alten Lackes, neues leichteres oder stärkeres Lackieren, frisches Auspolieren, Umstellen oder Verändern des Stimmstocks, Höher- oder Niedr.gerstellen des Steges usw. — Zuweilen wird auch die Rückseite mit einer Schnitzerei verziert und hierzu als Motiv eine Burg oder eine Schloßruine gewählt, wie es die Phantasie dem Zigeuner gerade eingibt.

Bei den gekauften Violinen handelt es sich in der Hauptsache um billige neue Stücke, denen — wie gesagt — künstlich ein altes Aussehen gegeben wird, und der eingeklebte Zettel lautet auf einen berühmten Meister als Erbauer. Es ist natürlich völlig ausgeschlossen, daß diese Geigen alt, also besser klingend und gut eingespielt wären. Der gewöhnliche Zigeuner verkauft und betrachtet die auf solche Art bearbeiteten Geigen, wie jeder andere Hausierer seine Ware auch, — als das was sie eben sind — als gute Handelsware!

Bedauerlich ist es aber, daß auf Kosten der ehrlichen Handeltreibenden gewissenlose Zigeuner in besonders rühriger aber betrügerischer Weise Geigenhandelsgeschäfte machen. Diese Schwindler scheuen es nicht, die neuen Instrumente, um die Klangkraft zu erhöhen, künstlich zu trocknen!

Das hat selbstverständlich gar keinen Wert, denn nachher zieht naturgemäß die Feuchtigkeit wieder ein, und der helle Ton verliert sich wieder.

Die Sorte von Zigeunern sind absichtlich gut und modern gekleidet, dadurch wollen sie einen soliden Eindruck erwecken und Glaubwürdigkeit vortäuschen! Sie suchen mit Vorliebe junge, unerfahrene Musiktreibende auf und bieten diesen gegen Umtausch und Draufgabe ihre angeblichen alten Violinen an. Mit vielen Worten und unter allen möglichen Lob- und Anpreisungen suchen die Betrüger ihre Geigen an den Mann zu bringen und den Käufer zu übertölpeln. Gewöhnlich wird augenblickliche Notlage vorgespiegelt, und Gelderlegenheit, welche die Veranlassung zum billigen Losschlagen sei. Schließlich spielt der gerissene Verkäufer in gewandter Weise auf der Violine, und in den meisten Fällen ist der Kauflustige der Besiegte, d. h. der Hereingefallene. Er gibt sein gutes brauchbares Instrument daran und noch einen hübschen Geldbetrag darauf und ist ist glücklicher Besitzer einer Zigeunergeige, um die ihn aber niemand beneiden dürfte und die den bezahlten Wert lange nicht erreicht. Der Käufer ist fast immer der Betrogene — denn er hat in Wirklichkeit keine alte, gute Geige — sondern nur eine gewöhnliche billige Violine sich aufhängen lassen.

Immerhin muß zugegeben werden, daß man in früheren Zeiten von den Zigeunern manchmal sehr gute alte Violinen erhalten konnte, weil sie ja in die entlegensten Winkel der Länder kamen und wirklich alte Instrumente aufstöberten. Diese Zeiten sind aber vorbei, und die wertvollen Instrumente sind so ziemlich in festen Händen. Abgesehen auch davon, daß nicht alles Heil von einer alten Geige zu erwarten ist. Es gibt alte Geigen, die nicht wertvoll sind, weil sie schließlich doch morsch und brüchig und somit unbrauchbar werden.

—⊙—

Besuch auf Tahiti

Von Pierre Charriers.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Seitdem der Versailler Vertrag uns die Besitzungen in der Südsee genommen, erfahren wir wenig aus dieser fernen exotischen Welt. So mögen die folgenden kleinen Schilderungen von der französischen Insel Tahiti aus der Feder Pierre Charriers' in der „Revue de Paris von Interesse sein.

Papeete.

Der Dampfer hält auf der Reede von Papeete. Lotse, Hafenarzt, Paß- und Zollrevisor kommen an Bord. Langsam windet sich das Schiff durch die schmale Einfahrt, die das gesunkene Wrack des Kreuzers „Zelee" gelassen. — Eine Erinnerung an den Besuch des deutschen Ostasiengeschwaders zu Kriegsbeginn.

Drüben hinter den Zollschuppen tauchen die Riesenlettern englischer Ladenschilder auf; nichts zeugt davon, daß Tahiti französisch ist. Auf dem Pier wartet alles, was in Papeete weiße Haut hat, auf das Fallen der Landungsbrücke. Kaum ist die Verbindung hergestellt, stürzen die Wartenden hinauf. Ueberall Begrüßung in englisch. Lauten; der amerikanische Slang herrscht vor.

Eine schmale Tür im wackeligen Bretterzaun ist das Tor zu Pierre Lotis Paradies.

Draußen auf dem Platze ein dichtes Gedränge von Automobilen aller amerikanischer Marken. Ein brauner Gentlemanchauffeur reißt die Tür eines Wagens auf; in drei Minuten hält man vor einer Bretterbude, dem „Palasthotel". Der Besitzer, ein Mann aus Martinique, begrüßt den Besucher in weichem, fast unverständlichen Französisch. Durch die offene Tür fällt der Blick in eine Badehalle; Gäste, nur mit einem tahitischen Ueberwurf behängt, eilen, Erholung suchend von den Hitzequalen eines Tropentages hinein.

Man richtet sich in einer schmalen Stube ein, so gut es geht, unterstützt von einer leichtgeschürzten ölig glänzenden Tahitierin. Mit schmachtenden Augen unter schwarzen Wimpern ein ewiges Lächeln auf dem breiten Gesicht, folgt die Schöne allen Bewegungen.

Südsee-Kino.

Vier Kinos besitzt die Hauptstadt mit ihren fünftausend Einwohnern; die „Kultur" blüht auf Tahiti.

Die hellerleuchtete Front einer Bude, zwei eingeborene Bengel, die auf einer Riesentrommel und einem dicken Bambus einen Höllenlärm aufführen, verraten das Lichtspieltheater. Die Vorstellung soll beginnen.

Mit sanftem Lächeln hinter Fächern, mit öldustendem, herunterhängendem Haar, Blumen hinter den kleinen Ohren, in farbenleuchtenden leichten Kleidern, auf knarrenden Schuhen neuester Pariser Form, in Papeete hergestellt, tänzeln die Schönen heran.

Man sitzt endlich eng eingepreßt auf seinem Stuhl. Das Orchester beginnt: Klavier, Waldhorn, Ziehharmonika, Mandoline und eine hawaiische Trommel vollführen eine Höllensymphonie. Eine Stentorstimme überschreit den Lärm und erklärt in tahitischer Sprache die Szenen des eben beginnenden Filmes. Beifallsrufe, Lachen, Zischen und Klatschen verraten die durch die Handlung ausgelösten Gefühle.

Zwischenakt. Vor der Leinwand wird mit einigen Stricken ein improvisierter Ring errichtet. Eine Klingel schrillt durch den erstickenden Dunst. Der Mittelgewichtsmeister der französischen Südsee, ein Mann von Tahiti, und ein kleiner Fidschi-Insulaner klettern über die Seile. Der Ansager mit der Riesenstimme brüllt das Zeichen. Aufgeregt folgen die Schönen von Papeete den Kampf.

Die Pause ist kurz; die Entscheidung muß bald fallen. — Ein Hieb des kleinen Gegners wirft den Meister von Tahiti auf den Boden. Wütend, als wenn er ihm Schimpfworte ins Gesicht schleudert, zählt ihn der Schreier aus. Der Ohnmächtige wird aus dem Ring geschleift schnatternd schmatzen die Damen an ihren Melonenscheiben.

Ein neuer Film. Wieder brüllen Orchester, Ansager und Publikum. Die Luft ist zum Zerschneiden dick, das Bild auf der Leinwand kaum noch zu erkennen. Endlich hat das Drama ein sentimental-glückliches Ende gefunden. Man wird zur Tür gequetscht; man gleitet über genäpperte Oelkerne, ölige Haare streifen einem das Gesicht; man tritt im Gedränge einer Schönen auf den kleinen Fuß und erntet ein Lächeln unter Tränen.

Drüben winkt die Laterne des Hotels und bewahrt vor einem Abenteuer im nächtlichen Papeete.

—⊙—

Paris will keinen „sechsten Sinn"

(Die Metapsychiker in der Sorbonne.)

Von Dr. A. von Oertzen.

Das große Amphitheater der Pariser Universität, welches dreitausend Menschen aufzunehmen vermag, reichte nicht aus, die Scharen der Hypnotiseure und Medien, der Gläubigen und der Skeptiker zu fassen, welche aus allen Teilen der Welt herbei geeilt waren, um dem „Congreß der Metapsychiker" beizuwohnen, dem dritten, der im Lauf von sechs Jahren (1921 in Copenhagen, 1923 in Warschau) stattfindet; fünfundvierzig Gelehrte, darunter fünfundzwanzig Universitätsprofessoren waren erschienen, um dem „sechsten Sinn", über dessen Existenz kein Zweifel mehr zu bestehen hat, zu beweisen!

In diesem überfüllten Hörsaal (seit den Glanzzeiten Bersons traf man nicht mehr soviel Welt und Geist versammelt) erkennt man, daß der Mensch unserer Zeit, der verrufene Materialist, doch noch immer nach dem Verborgenen sucht, nach dem Jenseits aller Dinge! Zu dem Vortrag, den Dr. Osty-Paris über die Voraussagung der individuellen Zukunft hielt, war „tout Paris" erschienen; also wirklich die elegantesten Sportladies möchten wissen, was sie zu erwarten haben? Man sah sie unter dem Pfeiler erblassen, als ihnen die Möglichkeit, den Schleier der Maja zu heben, so überzeugend demonstriert wurde; und ihre Begleiter im Lederjacket schienen nicht weniger interessiert! Das elegante Paris, eingehüllt in neuesten „Creations" der Modehäuser, umweht von den letzten Träumereien der großen Parfummischer, saß atemlos vor den Wundern der Metapsychik . . . .

Sechs Tage konnte man sich täglich über den sechsten Sinn in der Sorbonne informieren, man hörte deutsche, englische und französische Vorträge, Filme wurden projiziert; man sah Teufelsbisse auf den unschuldigen Armen von Leonore Zugun, der kluge Hans des Herrn von der Osten stand im Bilde von den Toten auf, denkende Hunde erschienen auf der Leinwand! Leider war der lebende polnische „Wim" nicht rechtzeitig eingetroffen, da er es vorgezogen hatte, ein gewöhnliches Schiff zu besteigen, statt sich dem gefährlichen Luftschiff anzuvertrauen, so traf er erst in Paris ein, als die Metapsychiker schon in alle Winde sich verstreut hatten!

Der großen Welt wurde die Erforschung des sechsten Sinnes allmählich doch zu kompliziert, die Bänke leerten sich, und es bleibt schließlich nur noch die Elite der Eingeweihten und der .. Gläubigen! Es läßt sich nicht verheimlichen, daß das Publikum, je dünner es vertreten ist, immer bizarrere Formen annimmt; man glaubt unter Irren zu sein; wilde, fanatische Augen, struppige Bärte, kahle, durchfurchte Schädel, bleiche Gesichter; und fast alle sind kanonischen Alters! es scheint also doch, als sei der normale Mensch nicht fähig, in das Reich der Geister einzudringen?! Als müsse der Geist erst den Körper zerstören, ehe der Blick fähig ist, hinter den Schleier zu blicken . . . nur ein junger Fakir aus Indien, schön wie ein Gott, sinnlich wie ein Teufel, repräsentiert den unzerstörten Menschen, der auch das Uebersinnliche beherrscht! Schrenk-Notzings schmaler Aristokratenschädel taucht auf, u. das vermitterte Antlitz des berühmten Dr. Reitz aus Leningrad, neben ihm eine bedeutende Pythia, Mme. Przybylska und die schöne Gräfin Wassilko aus Wien, die Entdeckerin und Hüterin der kleinen Eleonore Zugun. Der Pariser Professor Richet, der den ganzen Kongreß auf dem Gewissen hat, und aus der Metapsychik eine Umwälzung aller menschlichen Voraussetzungen erwartet, blickt vorwurfsvoll auf die leeren Bänke, die nur noch von seinen Getreuen besetzt sind!

„Die Metapsychik steht noch im Kindesalter, sie stammelt noch, sie kann nicht allein gehen", sagte er in seinem einleitenden Vortrag. Paris scheint jedenfalls nicht die richtige Kinderstube zu sein, um dieses zarte Baby aufzuziehen! Man ist zu skeptisch, zu intellektuell, die Sorbonne ist refugium für „Gläubige". „Der Worte sind genug gewechselt, ich will nun endlich Taten sehen", das war der Vorwurf, den Paris den Metapsychikern nicht erspart hat!

—⊙—

Indiens zunehmender Bierkonsum

Mit dem ständigen Vordringen europäischer Zivilisation in Indien stellen sich dort auch die Gewohnheiten und Geschmacksäußerungen immer breiterer Kreise auf europäische Waren und Genußmittel ein. Deutlich zeigt sich das u. a. bei der Einfuhr von Bier, die von 175 000 Hektoliter im vorletzten auf 200 000 Hektoliter im letzten Wirtschaftsjahr gestiegen ist. Der Wert dieser Einfuhr stellte sich auf 17 bezw. 20 Millionen Mark. Wenn auch die führende Rolle zur Zeit noch die britischen Ale, Stout- und Porterbiere spielen, so stehen ihnen die deutschen an Einfluß gar nicht mehr so sehr viel nach. Es spricht für ihre Beliebtheit, daß trotz des Vorteils, den die britischen Getränke durch Einfuhrerleichterungen, Zollvergünstigungen u. s. w. genießen, die Einfuhrsteigerung der deutschen Biere im gleichen Umfange erfolgt ist wie die der britischen. Während der Wert der britischen Biereinfuhr von 10,2 Millionen Mark auf 10,9 Millionen stieg, lauten die entsprechenden deutschen Zahlen 5,5 und 6,0 Millionen. — Bemerkenswert ist, daß die noch bestehende Ueberlegenheit der britischen Einfuhr sich auf den Faßbierhandel stützt, die deutschen Flaschenbiere dagegen große Erfolge gegenüber den früher ausschließlich bevorzugten britischen Bieren zu verzeichnen haben. Es bleibt daher zu erwarten, daß durch besondere Pflege des Faßbierhandels sich der Gesamtanteil der deutschen Biereinfuhr noch wesentlich steigern läßt, was im Interesse der deutschen Industrie und unserer Handelsbilanz wünschenswert erscheint.

—⊙—

Der Betelhändler von Kurnoot

Fälle religiösen Wahnsinns gehören selbst in unserem nüchternen Zeitalter keineswegs zu den Seltenheiten; aber was sich kürzlich ein geistesgestörter Hindu an Abenteuerlichkeiten leistete, übersteigt bei weitem die Grenzen des Gewohnten. Laut Zeitungsmeldungen aus Madras waren vor einiger Zeit in dem Kurnoot-Distrikt sieben Personen von der Polizei erschossen worden. Die amtliche Untersuchung dieses Vorfalls förderte eine seltsame Geschichte zu Tage. Ein Betelhändler — statt Priem und „Beech-nut" kaut der Inder gern die Blätter des Betelpfefferstrauches — war an Lepra (Aussatz) erkrankt und gezwungen worden, seinen Handel aufzugeben. Eines Tages faßte er den etwas ungewöhnlichen Entschluß, einen Mandiram (Andachtsstätte) zu gründen, um dort als frommer Hindu fortan seine Tage einsiedlerhaft zu verbringen. Jedoch fanden sich, nachdem seine Absicht ruchbar geworden war, noch einige Familien und zahlreiche schwärmerische Fanatiker bei ihm ein, um gemeinsam mit dem Aussätzigen ein wohlgefälliges Leben zu führen. Anfangs begnügte sich der Kranke mit der Verehrung Sri Ramas, mußte aber dann seine Umgebung zu überzeugen, er selbst sei eine „Reincarnation" dieses Gottes. Fortan sonderte er sich streng von den anderen ab, schloß sich in einem halbdunklen Zimmer vor ihnen ein, hielt sich zwei Jünger, die er selbst heilig sprach und denen die Aufgabe zufiel, die übrigen Insassen des Mandirams von den Wünschen und Absichten des in Menschengestalt unter ihnen weilenden „Gottes" in Kenntnis zu setzen. Nun, Einbildung ist stärker als Pestilenz und Lepra. Es dauerte nicht lange, so hatte der einstige Betelhändler eine Schar ihm völlig verfallener Menschen um sich, die für ihn Opfergaben sammelten und ihm sein irdisches Dasein recht angenehm gestalteten. Je reichlicher die Spenden flossen, desto asketischer gebärdete sich der Hindu. Daß freilich bald darauf eine Entweihung seiner Wirkungsstätte, die sich immer mehr in eine Taberne verwandelte, die Folge einer allzu reichlichen Verehrung war, nimmt nicht weiter wunder.

Eines Abends verirrte sich ein Mann von Rang und Würden in den Mandiram und wurde dort im Verlauf einer geringfügigen Meinungsverschiedenheit von dem „heiligen Hindu" und dessen Getreuen ganz jämmerlich verprügelt. Der also Gestäupte erstattete Anzeige bei der Polizei. Da war allerdings guter Rat teuer. Der Mandiram lag mitten in einem unwegsamen Sumpfgelände und konnte, wenn seine Bewohner den einzigen Dammpfad, der hinüber führte, unter Wasser setzten, gewaltsam kaum erreicht werden. Endlich gelang es der Polizei, zwei Leute der fanatischen Schar in einer nahe gelegenen Ortschaft zu verhaften. Doch hatte sie nicht mit der Wut des erbosten Hindus gerechnet. Ohne lange zu fackeln, brach er mit seinen nur mit Stöcken bewaffneten Anhängern auf, nachdem er erfahren, daß die Verhafteten sich in der nächsten Polizeistation befanden. Wie blindlings ihm seine Leute folgten, geht schon daraus hervor, daß sie beim Sturm auf die Wache fest davon überzeugt waren, selbst hieb- und kugelfest zu sein, und nun glaubten, auf ein Kommando ihres göttlichen Führers würden sämtliche Polizisten wie von unsichtbarer Art gefällt entseelt zu Boden stürzen. Der Sturm begann. Wie wilde Teufel rannten die Aufsässigen auf das Gebäude zu. Schreckschüsse der Beamten verstärkten nur die Wut der Stürmenden, die sich nunmehr für völlig unverletzbar hielten. Als sich die bedrohten Beamten in wenigen Augenblicken von allen Seiten umzingelt sahen —die Wütenden sprangen durch Fenster und Türen — schossen sie scharf. Der „göttliche Hindu" und sechs seiner getreuen Jünger brachen im Feuer tot zusammen. Wie von Furien gepeitscht, zerstob der Rest in alle Winde.

Welch eine furchtbare Enttäuschung! Alle waren ihrem Abgott willig bis an die Schwelle des Todes gefolgt — und siehe da, ein kleines Stahlmantelgeschoß hatte ihn „entgöttert". Er war eben doch nur ein armseliger Popanz gewesen, der von Sri Rama bessesene Betelhändler von Kurnoot!

—⊙—

Niederdeutsche Anekdoten

Von K. Sjöström.

Das Sohlenleder.

In Bremen war eine Gewerbeausstellung. Es waren die verschiedensten Handwerke vertreten. Auch Heini Lammers hatte einige Erzeugnisse seiner Gerberei einem p. t. Publikum zur Bewunderung aufgehängt. Da hing ein großmächtiges Stück Sohlenleder von der Decke herab und darunter fand sich ein Zettel mit den doppelsinnigen Worten:

„Dieses Sohlenleder ist von einem einheimischen Ochsen versertigt.

Heini Lammers."

Heini Lammers hat seitdem eine stille Abneigung gegen Ausstellungen, weil das nur Hänseleien einbringt

Wer gut schmeert, der gut fährt.

In M. im Hannoverschen war der Amtmann wegen verschiedener Unregelmäßigkeiten durch einen anderen ersetzt worden. Der neue jedoch auch nicht ganz nach dem Sinn der Bauern. Daraufhin fragte der abgesetzte Amtmann sie, wie sie mit seinem Nachfolger zufrieden seien.

Sie druckstten eine Weile und kamen dann mit der Antwort heraus, daß neue Schuhe eben drücken.

Der Schulze wollte nicht, daß der abgesetzte Amtmann nun oben sitzen sollte, und er setzte deshalb schnell hinzu: „Die alten tatens noch viel mehr, wenn sie nicht ordentlich geschmiert wurden."

Die blinde Göttin der Gerechtigkeit.

Beim Gericht in Altona war einst ein älterer Richter, der wegen seiner schrulligen Aussprüche bekannt war. Man erzählt sich von ihm folgendes Geschichtchen:

Als es im Zuhörerraum einmal ziemlich geräuschvoll zuging, rief er dem Gerichtsdiener zu: „Sagen Sie doch den Leuten, daß sie ruhig sind. Bei dem entsetzlichen Lärm haben wir heute morgen schon vier Sachen aburteilen müssen, ohne daß ich als Richter ein Wort verstanden habe . . ."

—⊙—

Das neue Kleid

Stolz und leuchtend steht es da mitten zwischen seinen arg vernachlässigten, grauen Genossen! — Wer in die kleine, stille Straße einbiegt, dessen Blick wird magnetisch angezogen von dem in seinem „neuen Kleid" prangenden Haus. Champagnerfarben, hier u. da abgesetzt in einem tiefer getönten Kolorit, so wirkt es stolz und fröhlich die Sonnenstrahlen zurück, denselben Strahlen, die noch vor wenig Wochen so unbarmherzig hell die traurend Risse und Löcher beschienen, als wollten sie sagen, schämst ou dich denn gar nicht?"

Und heute? Beinahe herausfordernd blickt es auf seine Nachbarn herab, als müßten die sich verstechen vor ihm. Einem Kinde gleich, das am Sonntagmorgen vor seinen Gespielinnen in seinem nagelneuen Fähnchen prahlt: „Etsch, ihr habt nicht so 'n schönes Kleid wie ich, etsch!" Aber merkwürdig — als wenn der Neid der anderen stiefmütterlich Behandelten nicht Ruhe gibt, bis sie es den bevorzugten Genossen nachtun dürfen — immer häufiger tauchen vor uns diese neuen Kleider jetzt auf. Eines nach dem anderen werden sie endlich in die „Kur" genommen, die alten, halb verfallenen Häuser, die uns täglich, stündlich wie stumme und doch so beredte Ankläger anstarren, diese Opfer der Nachwirkungen des Krieges, diese Zeugen unserer wirtschaftlichen Not!

Und wie lange noch — dann stehen sie alle wieder in ihrer alten Sauberkeit, in ihrem früheren gepflegten Aussehen vor uns, wie wir es aus der Vorkriegszeit an ihnen gewohnt waren. Und man wird wie ehemals mit stolzer Freude zu ihnen emporblicken dürfen und mit dem frohen Gefühl: Du liebe, alte, schmucke Heimatstadt!

—⊙—

Selbstverstümmelung bei Tieren

Von A. Höfner-Frankfurt a. M.

Eine eigenartige Erscheinung im Tierreiche ist die Selbstverstümmelung vieler Tiere. Sie dient der Erhaltung des Einzellebens und somit der Erhaltung der Art.

An altem Gemäuer, an Hauswänden, im Keller oder auf dem Speicher sieht man oft Spinnentiere mit riesig langen Beinen. Es sind die Weberknechte, für viele Menschen ein Stück Erinnerung an die Streifzüge und Entdeckungsfahrten der Kindertage. Mit Riesenschritten eilen sie ihres Weges, als wenn sie auf hohen Stelzen liefen. Versucht man nun, ein solches „Langbein" zu fangen und hält es an einem Beine fest, so läßt der Weberknecht es kurzerhand zurück und macht sich aus dem Staube.

Ein ebenso bekanntes Tier dürfte der Seestern sein. Seine fünf Arme mit den vielen kleinen Füßchen an der Unterseite sind sowohl äußerlich als auch innerlich vollkommen gleich gebaut. Hat einer der zahlreichen Feinde einen solchen Arm erfaßt und freut sich schon auf den fetten Bissen, so bricht derselbe plötzlich ab und bleibt als bescheidener Ersatz für die entflohene Mahlzeit zurück. Es ist ganz erstaunlich zu hören, daß die Seesterne vier ihrer Arme und somit den größten Teil ihres Körpers verlieren können und doch am Leben bleiben. Der fünfte Arm macht sich selbständig, und nach verhältnismäßig kurzer Zeit haben sich die verlorengegangenen Glieder neu gebildet.

Jedem erfahrenen Fischer ist es bekannt, daß man beim Hummer- oder Krabbenfang die Tiere nicht an den Scheren fassen darf. Sie brechen nämlich mit Leichtigkeit ab, und die wertvolle Beute gleitet ins Meer zurück, froh, dem sicheren Tode entronnen zu sein.

Ein Virtuose der Selbstamputation ist die Seegurke (Holothurie). Das Tier lebt im Meere, hat die Größe und Gestalt einer Gurke, und eine feste Haut umschließt seine Eingeweide. Wird die Holothurie von Feinden bedrängt, so schnürt sie ihren Darm vorn und hinten ab und stößt ihn samt einem Teil der Kiemen hinten aus dem Körper heraus. Die ausgestoßenen Teile vollführen noch eine zeitlang schlängelnde Bewegungen und lenken die Aufmerksamkeit der Verfolger auf sich. Die „entleerte" Seegurke aber ist nach ein bis zwei Monaten wieder im Vollbesitz ihrer sämtlichen Organe.

Bemerkenswert ist endlich, daß die Bruchstellen bei allen Tieren durch Einschnürungen und Geweberiffe schon von Natur aus vorgezeichnet sind. Man deutet die Selbstverstümmelung als einen Reflexmechanismus, das sind Vorgänge, die ohne Mitwirkung des Gehirnes nur durch Vermittlung von Ganglienknoten zustande kommen. Als man nämlich geköpfte Tiere den entsprechenden Reizen aussetzte, erfolgte auch bei ihnen noch die verstümmelnde Reaktion. Wie dem auch sei, auf jeden Fall sind obige Erscheinungen bedingt durch den Bau des Nervensystems und vor allem durch die Fähigkeit, verlorene Körperteile wieder zu ersetzen. Bei niederen Tieren sind noch sämtliche Körperzellen im Besitz dieser schlummern-